

## SWR2 Tandem

### Worte, die man mir nicht sagt

#### Mein Leben mit gehörlosen Eltern

Eine Lesung aus dem Buch von Veronique Poulin

Sendung: 17. August 2016, 19.20 Uhr

Redaktion: Petra Mallwitz

Produktion: SWR 2016

---

#### **Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

#### **Service:**

SWR2 Tandem können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als **Podcast** nachhören:  
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/tandem.xml>

**Mitschnitte** aller Sendungen der Redaktion SWR2 Tandem sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.  
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030  
Bestellungen per E-Mail: [SWR2Mitschnitt@swr.de](mailto:SWR2Mitschnitt@swr.de)

---

#### **Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de) **Ansage:**

**Falls Sie den Kinofilm „Wer versteht die Béliers“ gesehen haben, wird ihnen manches aus der folgenden Lesung bekannt vorkommen. Das liegt daran, dass sich der Drehbuchautor von Veronique Poulins Lebensgeschichte inspirieren ließ und einige Anekdoten aus ihren Erzählungen in seinem Film aufgegriffen hat.**

-----

Meine Eltern sind taub.  
Taubstumm.  
Ich nicht.

Tagsüber passt meine Großmutter auf mich auf.  
18.30 Uhr. Meine Eltern kommen von der Arbeit, es ist  
Zeit, zu ihnen zu gehen. Mein Händchen hält sich am Geländer  
fest. Stufe um Stufe steige ich vorsichtig die Treppe  
hinunter. Wir wohnen einen Stock tiefer.  
Mein Vater öffnet die Tür. Mit der offenen Hand berühre  
ich meinen Mund und werfe ihm einen Kuss zu.  
Das heißt: »Guten Tag.« Dann schmiege ich mich in seine  
Arme.  
So gelange ich von einem Stockwerk ins andere, mit einem  
Fingerschnippen von einem Zustand in den anderen.  
Im dritten Stock, bei meinen Großeltern, höre und  
spreche ich. Viel. Und sehr gut.  
Im zweiten, bei meinen Eltern, bin ich taub. Verständige  
mich mit den Händen.

Gehörlose heiraten untereinander.  
Auf die Art geht man sicher, dass man sich auf derselben  
Kommunikations-, Verständnis- und Wissens Ebene bewegt.  
In derselben Welt lebt.  
Und so hat meine Mutter einen Gehörlosen geheiratet,  
meinen Vater.  
Mein Onkel hat ebenfalls eine Gehörlose geheiratet.  
Meine Cousine Ève kommt auf die Welt. Dann ihre  
Schwester Valérie. Später ihr Bruder Alexis.  
Sie hören.  
Wie ich.

Im Bus pupst meine Mutter manchmal.  
Sehr geräuschvoll. Sie hört nicht, wie laut sie ist. Ich  
schon. Und die anderen auch.  
Auf der Straße ist es lästig.  
Die aufdringlichen Blicke stören mich.  
Meine Mutter weiß das. Sie tut, was sie kann, um diskret  
zu bleiben. Sie vermeidet es, allzu viel mit mir zu  
sprechen.  
(In der Bäckerei verlangt sie ein Baguette.  
»Ich habe nicht verstanden, Madame, was möchten  
Sie?«  
»Paquette, ein.«  
Erschrockener Blick der Verkäuferin.  
Es wird Zeit, dass ich meiner Mutter zu Hilfe komme.  
»Ein Baguette, bitte.«  
»Ach ja, natürlich, entschuldigen Sie.«  
Beim Hinausgehen werfe ich der blöden Angestellten  
einen finsternen Blick zu.  
Meine Mutter, die daran gewöhnt ist, lächelt.  
Ab und zu hat sie es satt, dass man sich an mich wendet,  
damit ich übersetze, was sie sagt. Dann regt sie sich auf:  
»Aufhören fragen meine Tochter. Brot. Ich will Brot.  
Nicht kompliziert!

Es ist mir ein bisschen peinlich, aber meine Mutter hat recht. Die Leute sind doof, und es ärgert mich, wie sie meine Eltern ansehen.

Man sagt »stumm«, taubstumm. Ein Vorurteil. Die Gehörlosen sprechen. Sie haben eine Stimme. Sie kontrollieren sie nicht, sie spüren sie nicht, aber sie existiert. Sie ist grauenhaft. Sie kann tief oder hoch, schrill oder kehlig oder beides auf einmal sein. Sie ist heiser, verzerrt, entstellt, sie geht in alle Richtungen, zu Beginn eines Satzes leise wie ein Atemzug, ist sie am Ende schreiend, oder umgekehrt. Eine lächerliche Stimme, die einem beim Anhören die Schamröte ins Gesicht treibt.

Mit meiner Mutter im Supermarkt. In der Fleischabteilung ist sie so auf die Schweinekoteletts fürs Abendessen konzentriert, dass sie nicht merkt, wie ich zu den Fischstäbchen entwische. Und jetzt sucht sie mich. Sie stellt sich mitten in den Hauptgang, stemmt die Hände in die Hüften und brüllt mit der ganzen Macht ihrer gebrochenen Stimme meinen Vornamen. Heraus kommt so etwas wie: »VETOOONIIIIIT ...!!!!« Die Menge ringsum weicht erschrocken zurück und erstarrt. Ein Standbild. Meine Mutter hat soeben, Moses gleich, einzig mit ihrer Stimme die Fluten geteilt. Innerhalb einer Sekunde hat sie den Hauptgang leergefegt. Das ist zu viel für mich. Ich drehe mich um, tief gedemütigt.

Ich sehe keinen anderen Ausweg, als zu fliehen, nicht ans Ende der Welt, aber fast, ans Ende des Supermarktes.

Die Gehörlosen sind also keineswegs stumm, was manchmal ganz schön bedauerlich ist.

Um sie auf mich aufmerksam zu machen, stehen mir mehrere Möglichkeiten zur Verfügung.

Die bequeme: Ich warte, bis sie sich umdrehen und mich ansehen. Was ich sie fragen will, darf dann allerdings nicht zu dringend sein.

Die dynamische: Was ich zu sagen habe, kann nicht warten. Ich stehe auf und tippe ihnen auf die Schulter.

Die etwas nachlässige, aber trotzdem häufigste: Ich schalte das Licht an und aus. Sie drehen sich um. Ich fange an zu reden.

Oder ich schleudere ein Buch durch den Raum. Aber das tut mir in der Seele weh, ich liebe meine Bücher zu sehr.

Oder ich werfe einen Gegenstand nach ihnen.

Manchmal aber sitze ich in der Klemme.

Wenn ich auf der Toilette bin und kein Papier mehr da ist ... Wenn sie mich in der Wohnung vergessen, die Tür abschließen und mich nicht schreien hören. Es bringt nichts, ich weiß, aber ich schreie trotzdem. Ein Reflex der Hörenden ...

Wenn ich wirklich nicht mehr kann, reiße ich aus.

Nicht weit. In den dritten Stock.

Zu meinen Großeltern.

Ich hole alles nach. Ich rede wie ein Wasserfall. Und sie lassen sich begeistert mitreißen, glücklich, ein »normales« Kind zu haben. Auch sie holen nach. Sie erleben mit mir, was sie mit ihren eigenen beiden Kindern nie erleben konnten. Manchmal plappere ich nur zu ihrem Vergnügen, auch wenn ich nichts zu sagen habe.

Mein Großvater beschließt, dass ich Musikerin werden soll. Er bringt mir das Notenlesen bei.

Meine Großmutter stimmt ihm zu.

»Ein Musiker, das ist etwas Schönes, wenn er komponiert, ist er in seiner eigenen Welt. Ein Musiker, der ist glücklich.«

Ich aber möchte Ärztin werden. Um die Kranken zu heilen.

Meine Eltern haben mich auf meinen Wunsch hin im Schulchor angemeldet. Ich singe wahnsinnig gern.

Der große Tag ist gekommen. Wir geben ein Konzert im Cirque d'hiver. Meine Eltern sitzen in der ersten Reihe. Sie hören mir auf ihre Weise zu und applaudieren im richtigen Augenblick. Sie verstehen nichts von dem, was ich da tue, aber sie unterstützen mich. Immer. Und machen jede meiner Launen mit.

Als ich das Singen aufgebe und mit Ballett anfangen will, verpassen sie keine einzige Aufführung in der Salle Pleyel.

Hallo, ihr Arschlöcher!«

So begrüße ich meine Eltern, als ich von der Schule nach Hause komme.

Ich bin nicht allein. Ich habe meine Klassenkameraden dabei. Sie glauben mir nicht, wenn ich ihnen sage, dass meine Eltern taub sind. Also werde ich ihnen beweisen, dass es stimmt.

»Hallo, ihr Arschlöcher!« ... Und meine Mutter kommt auf mich zu und begrüßt mich mit einem zärtlichen Kuss.

Was haben deine Eltern denn?

Sind sie nicht normal?

Warum haben sie eine solche Stimme?

Sind sie richtig taub, oder können sie ein kleines bisschen hören?

Du meinst, sie hören nicht mal Musik?

Sind sie so auf die Welt gekommen?

Wie kommt es, dass du nicht auch taub bist?

Das ist ja komisch. Wie hast du denn sprechen gelernt?

Wenn du mal Kinder hast, sind die dann auch taub?

Diese Fragen in der Schule treiben mich zur Weißglut.

Immer dieselben. Ununterbrochen. Die ganze Zeit.

Ich beschließe, nicht mehr über die Behinderung meiner Eltern zu sprechen. Ich spreche im Übrigen überhaupt nicht mehr über sie. So habe ich meine Ruhe.

Heute ist mein Geburtstag. Ich werde neun. Meine Mutter hat einen Kuchen gebacken. Gleich kommen meine Freundinnen. Ich trete von einem Fuß auf den anderen. Es klingelt. Das sind sie. Ich mache ihnen auf. Ich muss sie aber noch vorwarnen. Kaum haben sie einen Fuß in

die Diele gesetzt, verkünde ich ohne Umschweife, so als wäre nichts: »Meine Eltern sind übrigens taub.«  
Meine Freundinnen schauen verlegen nach rechts und links, wirken verloren und bringen schließlich mit gesenktem Blick ein verschämtes »Guten Tag« hervor.  
Wie das nervt! Ich kann darüber reden oder nicht, früher oder später wird es immer unangenehm.  
In der Absicht, mir einen Gefallen zu tun, verhält sich meine Mutter den ganzen Nachmittag unauffällig und versucht, möglichst kein Geräusch zu machen, nicht mit mir zu sprechen. Sie benimmt sich wie eine schweigsame Dienerin gegenüber einer Gesellschaft von verlegenen Knirpsen. Es macht mich traurig zu sehen, wie sehr sie sich abmüht, damit meine Freundinnen sich wohl fühlen. Meine Mutter ist, wie sie ist. Nicht sie hat sich anzupassen. Und außerdem ist sie hier zu Hause.  
Zum Teufel mit diesen blöden Mädchen!

Während mein Vater nur sehr wenig mit mir spricht, strapaziert meine Mutter, diese Quasselstrippe, meine Nerven mit ihrem ewigen Schultergeklopfe. Das tut sie, damit ich meine Aufmerksamkeit oder eher meinen Blick auf ihre Hände richte, mit denen sie herumfuchtelt. Es ist zum Aus-der-Haut-Fahren. Dieses ständige Klopfklopf auf meiner Schulter kommt einer physischen Aggression gleich. Ich zucke jedes Mal zusammen, es ist eine unerträgliche Belästigung. Da finde ich den Lichtschalter viel sanfter.

((Mein Vater, der das begriffen hat, legt seine Hand ganz vorsichtig auf meine Schulter, und das nervt noch mehr. Wenn schon, denn schon. Dass er seinen Wunsch, mit mir zu sprechen, nicht auszudrücken wagt, schockt mich. Ich interpretiere es als mangelnde Liebe mir gegenüber. Ich kann nichts dagegen machen. Es ist total ungerecht und unbegründet, aber was immer sie tun, sie nerven mich.))

((Wenn meine Eltern mit mir sprechen, muss ich sie ansehen. Ich kann nicht meine Schnürsenkel binden, ich kann nicht in einer Schublade stöbern, ich kann ihnen nicht den Rücken zukehren und aus dem Fenster gucken, ((ich kann nicht lesen oder schreiben, während sie mit mir reden ... Anders geht es nicht. Ich drehe für eine halbe Sekunde den Kopf weg, und schon habe ich etwas verpasst. Obwohl ich die Gebärdensprache perfekt beherrsche, verlangt sie mir noch immer höhere Konzentration ab, als Radio zu hören.))  
Außerdem muss ich jedes Mal die Hände frei haben, wenn ich meinen Eltern etwas sagen will.  
Kein Gespräch ist möglich, während ich mich kämme, während ich koche oder den Müll rausbringe.  
Die Folge ist, dass ich nicht sehr viel mit ihnen spreche.))  
Man macht sich überhaupt keine Vorstellung, wie laut Gehörlose sind!  
Das geht schon am frühen Morgen los. Mein Vater steht auf und schlurft über das Linoleum. Er hatte die hervorragende Idee, Lederslipper zu kaufen, die bei

jedem Schritt gegen seine Ferse klatschen und auf dem Plastikboden quietschen. Er geht zur Toilette und knallt die Tür gegen die Wand. Da er nicht weiß, dass Pinkeln im Stehen bei einem Einsachtzigmann einem Sturzbach gleichkommt, erleichtert er ungeniert seine Blase und begleitet jeden Spritzer mit einem zufriedenen Seufzer.

Nun steht meine Mutter auf. Geht in die Küche, um Frühstück zu machen. Eine eigenartige Kakophonie setzt ein: Der Geschirrschrank wird zugeknallt. Ich zucke zusammen. Dann kommt der Schrank mit dem Kaffee an die Reihe, dann die Besteckschublade, die Kühlschranktür, der Backofen. ((Der Krach, den die Backofentür macht, also, ich kann Ihnen sagen. Was für ein Radau: Das furzt, das knallt, das klappert, das quietscht)) ... und zum Schluss bin ich hellwach. Und da ich ein furchtbarer Teenager bin, undankbar und aufbrausend, stürze ich wie eine Furie in die Küche und fange an, hysterisch auf meine verblüfften Eltern einzubrüllen und zu gestikulieren. Sie sehen mich mit großen Augen an. Ich kann jeden Morgen hineinstürmen und ihnen erklären, dass ich im Gegensatz zu ihnen nicht taub bin, dass ich im Gegensatz zu ihnen hören kann, dass ich die Nase gestrichen voll habe von ihrem allmorgendlichen Spektakel, dass ich gerne schlafen würde, sie sehen mich weiter mit einer Verwunderung an, in die sich Mitleid für diese arme Hörende mischt.

Und die Türen knallen weiter.

Beim Mittagessen dasselbe. Wenn mein Vater Fleisch kaut, legt er Wert darauf, dass alle etwas davon haben. Gewissenhaft zerkleinert er jeden Bissen seines Bratens. Zungenschnalzen, mit offenem Mund natürlich, gründliches Zermahlen des Nahrungsmittels, genüssliches Seufzen, der nächste Bissen, das nächste Zungenschnalzen. So geht das endlos weiter, der perfekte Appetitzügler. Die Suppe gibt mir schließlich den Rest, die Suppe ist es, die mich dazu zwingt, mit Ohrstöpseln zu essen. Ich stecke die kleinen Wachskugeln so tief in den Gehörgang, dass mein Trommelfell zu platzen droht. Das Pusten meines Vaters, um die Suppe abzukühlen, dann das Schlürfen aus dem Löffel, das Einsaugen der Flüssigkeit, das Drehen der Zunge im Mund, das Runterschlucken und zum guten Schluss der zufriedene Seufzer. All diese feuchten Geräusche treiben mich in den Wahnsinn. ((Es ist natürlich vergebene Liebesmüh, ihm zu erklären, was für einen Krach er allein mit seiner Zunge verursacht und welche Qualen ich zweimal täglich bei den Mahlzeiten ausstehe, denn er versteht es nicht. Ganz einfach. Er weiß nicht, was es bedeutet. Das Erstaunen, das er zeigt, brennt sich für immer in mein Gedächtnis ein. Er denkt, es liegt an der Pubertät, ich bin einfach zu empfindlich.

»Ich, Krach? Nicht möglich.«))

»Mach wenigstens den Mund zu, Papa ... Bitte!!!«

Also macht er ihn zu. Dreißig Sekunden, dann geht es von neuem los. Er kann nichts dafür, er merkt es nicht einmal. Heute, dreißig Jahre später, habe ich mich daran gewöhnt, aber nun stoßen sich meine Kinder daran.

Wenn wir sonntags mit ihm essen gehen, regen sie sich auf: »Mama, Opa isst so laut!«

Meine Eltern und ich können stundenlang nicht miteinander reden, ohne dass es jemanden stört. Aber sobald ich telefoniere, verspürt meine Mutter auf einmal das dringende Bedürfnis, mit mir zu kommunizieren. Plötzlich muss sie mir etwas sagen. Jedes Mal. Ich nehme einen Anruf entgegen, und schon fängt sie an, mir von ihren letzten Sommerferien zu erzählen. Ich schaue sie fassungslos an.

»Ähm, Mama, du siehst, ich telefoniere hier.«

»Ja, ja ...«

Dreißig Sekunden Funkstille.

»Also, du was machen morgen?«

»Ich telefoniere.«

»Ja, ja, aber du denkst was ...?«

Da sich das Ganze stumm abspielt, hat die Person am anderen Ende keine Ahnung, dass gleichzeitig ein Streit im Gange ist. Bis zu dem Augenblick, da ich ausraste und anfangs, in beiden Sprachen zu schreien:

»Hör auf, halt die Klappe. Ich telefoniere. Verstehst du das nicht? Scheiße!«

Nein, meine Mutter versteht das nicht. Sie sieht mich mit einem unendlich traurigen Blick an und sagt: »Du immer telefonierst. Ich dich beobachte. Du sprichst mit Freunden. Dich Gehörlose nicht interessieren ...«

Mein Zorn schwindet dahin. Ich fühle mich schuldig.

Mein Gesprächspartner fragt, ob alles in Ordnung sei.

»Ja, alles in Ordnung. Das war meine Mutter. Sie ist gehörlos.

Sie spricht mit mir, während ich mit dir telefoniere.

Ich kann nicht mehr. Warte, ich gehe in einen anderen Raum.«

((Das Weihnachtsquiz ist ein Klassiker in unserer Familie. Jedes Jahr wieder widmen Alexis, Ève, Valérie und ich uns diesem grausamen Spiel: die massakrierten Wörter unserer Eltern zu erraten.

Alexis wirft mit der Stimme seiner Mutter ein Wort in die Runde: »SCRUCHON!«

Nicht einfach.

Ève gewinnt jedes Mal. *Scruchon* heißt Sandwich, ist doch klar.

»Attong?«

»Achtung!«

»Sukussuk?«

»Couscous!«

»Ich offge?«

»Ich geb dir eine Ohrfeige!«

»Patef?«

»Das nervt.«

»Cucula?«

»Coca-Cola!«

»Nimög?«

»Nicht möglich.«

2013 ist ein ganz besonderer Jahrgang:  
*Aifofi* und *atopa*.  
Iphone 4 und Autobahn.  
Herrlich!))

Gehörlose fühlen sich wohl in ihrem Körper. Ihr Körper ist ihre Sprache, er drückt all ihre Gelüste aus. Auf eindeutige Weise.

Gehörlose haben zur Sexualität eine instinktive, animalische, vor allem aber natürliche Beziehung.

Es macht ihnen nichts aus, über Sex zu sprechen.

Das ist keine intellektuelle Angelegenheit, ihre Gebärden, ihre Mimik und die Bewegungen, die sie dazu machen, sind extrem anschaulich. Spontan und aus dem Bauch heraus für sie, schockierend für uns.

Meine Mutter liebt es, mich in Details ihres Geschlechtslebens einzuweihen. Mit gynäkologischer, quasi chirurgischer Genauigkeit.

Wenn ich sie bitte, nicht zu sehr ins Detail zu gehen:

»Bitte, Mama, ich immerhin deine Tochter ...«, antwortet sie: »Oh, là, là, nicht schlimm. Sex wie Leben!«

Und lacht.

Im Grunde hat sie recht. Sex ist Leben.

Wenn sie über Sex spricht, benutzt meine Mutter oft Wörter, die den Hörenden obszön erscheinen würden.

»Ich geil.« Während sie ganz einfach sagen möchte, dass sie Sex mag.

Sie schleppt mich mit fünfzehn Jahren zum Gynäkologen und drängt mir die Pille auf. »Man weiß nie«, sagt sie.

In dem Alter zählt Sexualität nicht gerade zu meinen Hauptsorgen, aber meine Mutter will nichts davon hören.

((Es kommt nicht in Frage, dass ich ein Risiko eingeehe. Sie weiß, dass ich sie niemals auf dieses Thema ansprechen würde, und will lieber vorsorgen. Unrecht hat sie nicht.

Nur wenige Teenager reden mit ihren Müttern über Sexualität, und in meinem Fall gibt es noch ein zusätzliches Argument: Die Gebärdensprache ist so anschaulich, dass ich viele Gesten niemals vor ihr machen würde.

Also gehorche ich ihr.))

Drei Jahre lang umsonst die Pille.

In der Gebärdensprache gibt es ein Vorher, ein Nachher, ein Während, aber kein Perfekt, kein Futur, kein Präsens.

»Ich habe zugenommen. Ich sollte Sport treiben« heißt:

»Ich dick, gezwungen Sport.«

»Ich werde in die Ferien fahren« heißt: »Bald ich fahren Ferien.«

Der Begriff der Zeit wird mit dem Körper angedeutet.

Für die Zukunft kippt er unmerklich nach vorn. Für die Vergangenheit nach hinten.

In der Sprache meiner Eltern gibt es auch keine Metaphern, keine Artikel, keine Sprichwörter oder Redewendungen.



Keine Wortspiele. Keine Zwischentöne. Sie hören ja gar nichts, wie sollten sie da Zwischentöne wahrnehmen ...

Auf Regen folgt Sonnenschein.«

Das ergibt in der Gebärdensprache:

»Schönes Wetter. Vorher regnet fertig, jetzt schönes Wetter.«

Was meine Mutter versteht: Es regnet, und nachher wird es schön.

»Ja, Mama, aber was bedeutet das?«

»Ich weiß nicht. Nichts. Regnet und nachher schön. Wetter ändert.«

»Die Bäckerei war geschlossen. Wir haben Zwieback gegessen.«

Sie erkennt den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung bei den beiden Situationen nicht. Ich erkläre es ihr: Die Bäckerei war geschlossen. Also gab es kein Brot. Und da es kein Brot gab, habe ich stattdessen Zwieback gegessen.

Antwort: »Ja, aber du nicht gesagt. Jetzt verstanden.«

1977. Ein Verein wird ins Leben gerufen, mit zwei Amerikanern an der Spitze. Wie ist es möglich, dass die Gehörlosen in Frankreich kurz vor Anbruch der achtziger Jahre noch immer von allem ausgeschlossen sind? Es muss dringend eine Schule für Gebärdensprache eröffnet werden. Eine Theatertruppe für Gehörlose muss gegründet, die Gebärdensprache anerkannt werden. Meine Eltern stürzen sich in dieses Projekt. Sie geben ihre Jobs als Arbeiter und Datenverarbeiterin auf und werden »Lehrer« ihrer eigenen Sprache. Als die Linken an die Regierung kommen, überlässt der Kulturminister den Gehörlosen für einen symbolischen Franc Büros in einem der Türme des Château de Vincennes.

Auch mein Onkel Guy ist mit von der Partie. Er kehrt gerade von einer Reise in die Vereinigten Staaten zurück, wo er eine Universität für Gehörlose besucht hat, das Gallaudet College. Dort haben Gehörlose dieselben Möglichkeiten wie alle anderen Menschen. Sie können Literatur, Sprachen, Psychologie, Kommunikation, Journalismus oder bildende Kunst studieren. In Frankreich nichts. Absolute Fehlanzeige! Das muss sich ändern. Er wird es in die Hand nehmen.

Ich kann es kaum fassen. Die Gehörlosen erleben ihr Coming-out.

Sie organisieren Demos, setzen durch, dass in den Fernsehnachrichten ein Gebärdendolmetscher eingeblendet wird. Immer häufiger gibt es Untertitel. Die Blicke in der Metro ändern sich, und sogar die Bäckerin gibt sich Mühe. Sie versteht endlich, dass man kein Steak von ihr verlangt, sondern Brot.

Ich verfolge den Feldzug der Gehörlosen von ferne, mit einem leicht verächtlichen Zug um die Mundwinkel, aber mein Vater beeindruckt mich, ich spüre genau, dass da etwas vor sich geht.

Meiner ganzen Arroganz, Aggressivität und Brutalität zum Trotz freue ich mich für meine Eltern. Sehr.

Ich weiß noch nicht, dass eine Minirevolution im Gange ist. Ich ahne noch nicht, dass sie, indem sie ihr Leben ändern, auch meins ändern.

Mein Vater nimmt seine Aufgabe sehr ernst.

((Gehörlose müssen Zugang bekommen zur Kultur, zum Studium, vor allem aber muss die Regierung die Existenz ihrer Sprache, der Gebärdensprache, und einer eigenständigen Kultur, der Gehörlosenkultur, anerkennen.

An Arbeit fehlt es nicht. Die große Mehrheit der Gehörlosen kann weder lesen noch schreiben.))

Eine riesige Baustelle tut sich auf, denn die Sprache muss gleichzeitig weiterentwickelt werden, da es nicht für jedes Wort unseres Wortschatzes ein Äquivalent in der Gebärdensprache gibt. Man muss erfinderisch sein.

Es müssen neue Gebärden kreiert werden. Die erste dieser erfundenen Gebärden wird das Zeichen für »Kommunikation« sein. Die zweite das für »Kultur«. Ein Wörterbuch soll erscheinen. Darin werden die Wörter des Grundwortschatzes sowie die neuen Begriffe aufgenommen.

((Das IVT (International Visual Theatre), so der Name des Vereins, wird zur französischen Gehörlosenakademie, der Académie française des sourds. Versammlungen ohne Ende, denn dass es die Zeichen nicht gibt, liegt ganz einfach daran, dass die Gehörlosen das Wort dafür nicht kennen.)) So etwa »Psychologie«, was bedeutet das? Mit Unterstützung eines Linguisten und eines Dolmetschers lernt mein Vater neue Begriffe. Wenn er den Sinn genau verstanden hat, schlägt er eine Gebärde vor, die dann nach zahlreichen Sitzungen zum offiziellen Zeichen erklärt wird und ins zukünftige Gebärdenlexikon Eingang findet. Oder auch nicht.

Die Gebärdensprachkurse sind gut besucht. Eltern, die ein wenig Unterstützung brauchen und verzweifelt versuchen, mit ihren tauben Kindern zu kommunizieren.

Schauspieler, die zu steif, zu gehemmt sind und lernen möchten, entspannter mit ihrem Körper umzugehen.

Mein Vater ist da, um es ihnen beizubringen. Er kümmert sich um die Anfänger, ein Vollzeitjob.

Alle mögen ihn. Alle sagen mir, wie toll er ist, wie außergewöhnlich, wie menschlich, verständnisvoll, offen, neugierig, freundlich.

Der beste Lehrer, den sie je hatten. Ich bin skeptisch.

Meine Eltern gehen mir auf die Nerven, sie ärgern mich und bringen mich zur Verzweiflung trotzdem begleite ich sie überallhin. Ich hänge allabendlich im Château de Vincennes herum, *the place to be*, und mache mir ihren Kampf nach und nach zu eigen. Ich bin stolz, dass sie an dieser Revolution mitwirken.

Ich beginne mich mit ihnen zu identifizieren. Ich bewundere sie. Ich bekenne mich zu ihnen. Ich spiele sogar gemeinsam mit ihnen Theater.

Ich beginne mich mit ihnen zu identifizieren. Ich bewundere sie. Ich bekenne mich zu ihnen. Ich spiele sogar gemeinsam mit ihnen Theater.

Das neue Theaterstück des IVT wird sich sowohl an Gehörlose als auch an Hörende richten. Also braucht es einen Dolmetscher. Der werde ich sein. Ich bin knapp zwanzig.

Es dürfte nicht allzu schwierig werden, denn man gibt mir eine Rolle, die ich gut kenne, da ich sie jeden Tag spiele: die Worte von Gehörlosen übersetzen.

Nur leider ... schaffe ich es nicht. Ich bringe keinen Ton heraus. Ich kann mir zureden, wie ich will, nichts passiert. Nur ein Flüstern. Ich habe keine Stimme mehr. Das Lampenfieber.

Zwei Wochen vor der Premiere werde ich durch eine Hörgeschädigte ersetzt, deren verzerrte, abgehackte, schrecklich anzuhörende Stimme weit passender ist als meine.

Man gibt mir eine Rolle, in der ich nicht sprechen muss. Eine stumme Rolle. Alle sind sich einig, dass ich gut spiele. Es ist die größte Erniedrigung meines Lebens.

Mein Vater spielt in einem Dokumentarfilm von Nicolas Philibert mit: *Im Land der Stille*. Er ist einer der Hauptdarsteller. Der Film kommt ins Kino. Ein großer Erfolg.

Bekannte von mir rufen an. Der Film sei großartig. Es stimmt, das ist er. Aber alle stoßen sich daran, dass mein Vater über mich sagt, ein gehörloses Kind wäre ihm lieber gewesen. Doch ich kann meinen Vater verstehen.

((Wenn ich taub wäre, hätte er viel einfacher mit mir kommunizieren können, er hätte mir während meiner Schulzeit und bei meinen beruflichen Zweifeln beistehen können. Er hätte etwas an mich weitergeben können. Sich in mich hineinversetzen. Mich unterstützen.

Er hätte sagen können: »Das habe ich auch durchgemacht, ich kenne das.« Er hätte Dinge mit mir teilen können.

Aber so ist das unmöglich.)) Er konnte mir nicht bei den Hausaufgaben helfen, er konnte mir nicht bei meinen Beziehungen zu anderen Menschen raten, er konnte mir keine Orientierungshilfe geben.

In der sechsten Klasse wusste ich, was den Schulstoff anging, bereits zehnmals mehr als er. Ich brauchte ihn nicht.

Als ich mit fünfzehn allein per Anhalter in den Urlaub fahren wollte, ließ er mich gehen, da er dachte, das sei normal. »Sie hörend. Hörende nicht gleich. Welt so. Wir Gehörlose, andere Welt.«

Besorgt, aber resigniert.

Er war hilflos. Das sah ich in seinen Augen. Die Verzweiflung. Die Ohnmacht.

Also, ja, ich verstehe, dass er lieber ein Kind gehabt hätte, das ist wie er.

Ich bin einundzwanzig. Vor etwas über zwei Jahren bin ich bei meinen Eltern ausgezogen. Ich finde meine

ersten Jobs dank meiner Kenntnis der Gebärdensprache.

Nach allem, was ich mitgemacht habe, ist es auch langsam an der Zeit, dass es mir was bringt.

Mein Onkel, Ève und ich werden von der Cité des Sciences et de l'industrie angestellt, einem riesigen Wissenschaftsmuseum.

Guy als wissenschaftlicher Animateur für Gehörlose,  
Ève und ich als auf Gebärdensprache spezialisierte Empfangsdamen.  
(Im Laufe der Jahre ändern sich die Fragen ein wenig.  
Im Moment lautet die häufigste: »Sprichst du Gebärdensprache?  
«, gefolgt von: »Wie sagt man in der Gebärdensprache  
guten Tag?«

»Du beugst den rechten Arm, als würdest du eine  
Schlinge tragen, die Handfläche nach oben, dann machst  
du dasselbe mit dem linken, aber diesmal mit der Handfläche  
nach unten. Die beiden Arme stützen sich also  
gegenseitig ab. Mit deinem rechten Zeigefinger kratzt du  
deinen linken Ellbogen, und dein linker Zeigefinger kratzt  
in der rechten Ellbogenbeuge. So sagt man guten Tag.«  
Wir haben viel Spaß, bis zu dem Abend, als mein Onkel  
im Empfangsbüro aufkreuzt. Halb genervt, halb belustigt  
bittet er uns, mit diesem Blödsinn aufzuhören. Denn seit  
einigen Tagen begrüßen ihn sämtliche Museumsaufseherinnen  
mit dem Zeichen für »Lesbierin«.)

Ich sehe meine Eltern nur selten, doch im Grunde vermisse  
ich sie. Also habe ich ein Mittel gefunden, wie ich  
ihnen weiterhin nah bleiben kann. Ich übersetze französische  
Chansons in die Gebärdensprache. Das ist genau  
das Richtige für mich. Ich muss nicht sprechen, und  
niemand kann sagen, ich würde schlecht spielen. Dafür  
kann ich mittels Gesten, mit Hilfe meines Gesichts und  
meines Körpers, eine ganze Palette von Gefühlen zum Ausdruck bringen.  
Es wird ein voller Erfolg. Meine Eltern  
sind gerührt und stolz, dass sich ihre schreckliche Tochter  
endlich zu ihnen bekennt. ((Den Hörenden gefällt es.  
Es stimmt, es ist schön und ergreifend. Und so mache ich  
auf Partys weiter, bei Geburtstagen, Hochzeiten. Jedes  
Mal mit demselben Erfolg. Bis Malgosia Debowska, Regisseurin  
und Schülerin meines Vaters, mich sieht und  
beschließt, einen Kurzfilm mit mir zu drehen. Der Film  
heißt *Maldonne*. Ich muss ein Chanson gebärden, *Message  
personnel* von Françoise Hardy, und ein einziges Wort  
sprechen: »Attends«, warte. Wie für mich gemacht mit  
meiner großen Angst, meine Stimme einzusetzen. Ich  
murmle es. Das Flüstern entspricht mir.))

Und wenn ich noch einmal von vorne anfangen könnte?

Ich habe sie geliebt.

Ich habe sie gehasst.

Ich habe sie zurückgestoßen.

Ich habe sie bewundert.

Ich habe mich geschämt.

Ich wollte sie beschützen.

Ich hatte Schuldgefühle.

Der Traum von Eltern, die sprechen, hat lange existiert.

Heute existiert er nicht mehr.

Heute bin ich stolz.

Ich bekenne mich zu ihnen.

Vor allem aber liebe ich sie.

Und ich will, dass sie es wissen.

